

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Friß Rißel.
(Fortsetzung.)

Nachdem sich der erste Sturm der Freude gelegt hatte, nötigten Großvater und Enkelin den so unerwartet gekommenen in das Innere der Hütte, wo Trudelein sich sofort an den Herd begab, um ein Mahl für die Gäste zu rü-

n. Der junge Ritter ermochte den Blick nicht in ihr abzuwenden, wie süß die Kessel über Feuer hängte, von der Wildteule große Leischstücke abschnitt und Speck, Mehl und er in einem großen Topf vermengte. Er schaute sich über die Gesichter wundern, mit welcher die Jungfrau diese Verrichtungen sorgte, als hätte seine Ermahnung und sein Fuß Herz nicht im geringsten höher schlagen gebracht, und auch er mußte sich immer wieder die Augen vorlegen, was ihn zu getrieben hatte, das Aedelein in so stürmischer Weise zu begrüßen. Jeder empfand er ein seltsames Zwiespalt in einem Innern, gerade wie damals, als er in Burg Rosenstein sitzen war. Seines ganzen ganz Liebe gegen die schönen Walga von Rosenstein hunderte Mal hatte es sich nach seiner eigenen Flucht zugevoren, daß niemals Leben ein Weib an dem Herzen ruhen te, da ihm die eine sagt war, und doch te es ihn wie mit gemessen Gewalten dazu drängt, das schöne Aedelein bei dem Wie-

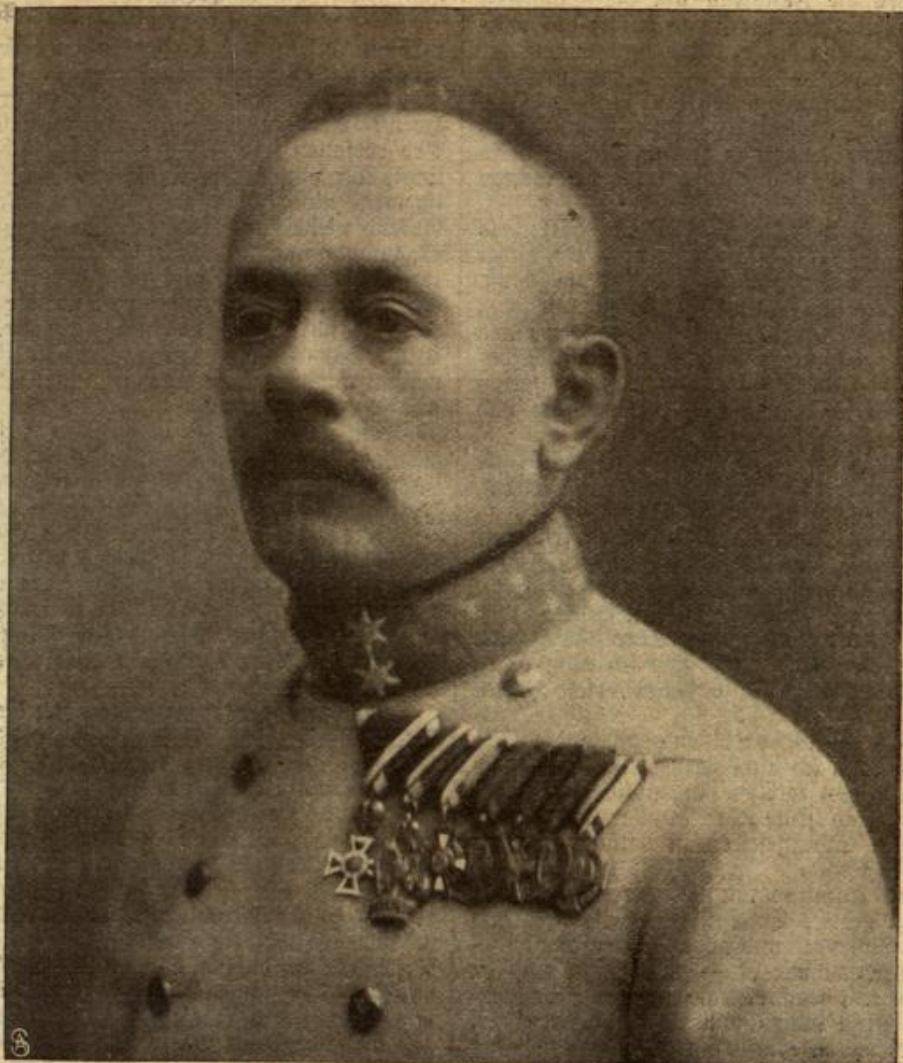
sigen in die Hütte trat, um seine Befehle zu erfragen, raffte er sich empor, wies seine Leute an, draußen im Tannenwald zu lagern, und gab dann dem Alten über den Zweck seines Kommens Bericht.

Und zu seinem freudigen Erstaunen erfuhr Mainrad Schlicht, daß König Rudolf mit gewaltiger Heeresmacht im Anzuge sei, um dem von den räuberischen Adligen geknechteten Lande den Frieden zu geben. Schon waren in den Tälern des Roherflusses und des Rothbachs mehrere feste Schlösser von den Scharen

des Königs erstürmt und der Erde gleich gemacht worden. Hohenaltingen, die Feste des Ritters Pachso war umzingelt und wurde täglich verannt, und schon drangen die ersten Heerhaufen nach dem Remstale vor, um Burg Rosenstein einzuschließen. — Heinz von Horn war mit der Eroberung der Feste betraut worden und führte als Feldhauptmann die nach dem Remstal entsendeten Streiter; mit einer Anzahl seiner Reiligen war er heute bis zu der Köhlerhütte vorgezogen, um die von der nachfolgenden Hauptmacht einzuschlagenden Wege festzustellen.

Man kann sich denken, wie mächtig diese Mitteilung den alten Köhler erregte. Endlich sollte die Stunde schlagen, in welcher den verruchten Gewalthäbern auf Burg Rosenstein die zahllosen von ihnen begangenen Untaten heimgezahlt wurden. Aber dennoch schüttelte er bedenklich den Kopf und verhehlte dem jungen Ritter nicht, daß es eine schwere Aufgabe war, den Rosenstein zu bezwingen. Von fast allen Seiten unzugänglich und an den wenigen Stellen, wo man ihn nahen konnte, mit furch-

baren Wehren und Bollwerken ausgerüstet, konnte die Feste monden, ja jahrelang einer Belagerung trocken. Jeder Versuch, sie im Sturm zu nehmen, erschien vollständig aussichtslos,



General der Infanterie Svetozar Boroevic v. Bojna,
der Führer der österreichisch-ungarischen Armee, die in den Karpathen Erfolge gegen die Russen hatte.
Phot. Hartmann.

sehen liebend zu umfassen. — In seiner Zerstreuung gab er die von dem alten Köhler an ihn gerichteten Fragen ganz lehrte Antworten und erst als einer der ihn begleitenden Rei-

und hätte sicherlich Hunderten von Streibern den Tod gebracht. So blieb als das einzige, nächstliegende Mittel nur übrig, die Burg vollständig einzuschließen und auszuhungern, aber dazu gehörte eine gewaltige Heeresmacht, da die Feste, wie Mainrad Schlicht wußte, auf lange Zeit hinaus reichlich mit Lebensmitteln versehen war. Unmöglich aber konnte der König in den unruhigen Zeitläuften einen großen Teil seiner Streitkräfte für lange Zeit an einem Punkte festlegen, abgesehen davon, daß sein Ansehen erheblich Einbuße im Reiche erlitten hätte, wenn es den Rosensteinern gelang, erfolgreich Widerstand zu leisten.

Im Eifer des Gesprächs hatten die beiden Männer nicht beachtet, daß das Lachen und Scherzen der Reifigen draußen vor der Hütte verstummt war und daß dagegen eine zeternde Weiberstimme hörbar wurde, welche dem mit Heinz von Horn gekommenen alten Graubart in rauher Weise Antwort gab. Aber wie von einem zündenden Feuerstrahl getroffen, fuhr der junge Ritter in namenlosem Entzücken empor, als er eine wohlklingende Stimme jeht draußen vernahm, die gebieterisch sagte: „Ihr habt kein Recht, den Eingang mir zu wehren — führt mich zum Köhler Mainrad!“

Mit einem Sprunge war Heinz an der Tür. Vor derselben standen zwei Bauernweiber, von welchen die ältere heftig auf den graubärtigen Reifigen einsprach, während die andere bei Erscheinen des jungen Ritters diesem mit offenen Armen entgegeneilte.

„Walburga!“ rief Heinz und schoß überwältigt von glückseligen Empfindungen die ihm selig Entgegenlächelnde an die Brust. Sie wehrte ihm nicht, schlang vielmehr ihre beiden Arme um seinen Hals und stammelte in leidenschaftlich fliehenden Tönen: „Schützt mich, geliebter Mann vor den Ruchlosen, die sich meine Brüder nennen! Zur Hölle haben sie mir das Haus meiner Väter gemacht, seitdem Ihr von dammen geritten seid — zu jeder Stunde war mein Leben in Gefahr. Wenn sie mich wieder greifen, ist mir der Tod gewiß!“

Das grobe Tuch, welches die Jungfrau um die Schultern trug, hatte sich gelöst, und wieder sah der junge Ritter das winzige Muttermal an dem schneeigen Halse. Das brachte ihn zur Besinnung. Langsam löste er sich aus den Armen der furchtbaren Erregten und suchte sie mit tröstenden Worten zu beruhigen.

„Ihr steht in meinem Schutz, teure Walburga — im Schutz des königlichen Feldhauptmanns Heinz von Horn. Dies ist mein wahrer Name. Dem Himmel sei gedankt, der mich zur rechten Stunde hierher geführt!“

Damit führte er die Jungfrau in das Innere der Hütte, wo die Entelin des Köhlers, als sie die Angekommene erkannte, dieser mit strahlenden Augen entgegeneilte und sie in die Arme schloß.

Die alte Friedegund hatte unterdessen in ihrem mit dem graubärtigen Reitersmann geführten Wortgefecht offenbar einen glänzenden Sieg davongetragen, denn fluchtartig zog sich der Alte unter dem Hohngeächter seiner Genossen vor ihrer scharfen Zunge zurück. Jetzt trippelte sie dem jungen Ritter nach und begann schmollend:

„Ei, ei, Herr Heinz, habt Ihr denn Eure Augen nur für die Junge und seht die Alte nicht? Und findet Ihr kein Wörtlein, das auch mich willkommen heißt?“

Die Worte der Alten gaben Heinz ein Stück seiner früheren frohen Laune wieder. Lächelnd ergriff er beide Hände Friedegunds, streichelte ihr zärtlich die runzligen Wangen und erwiderte: „Kein Wörtlein finde ich, um Euch für das zu danken, was Ihr an mir getan, Frau Friedegund. Ohne Eure kluge Hilfe stünd' ich vielleicht nicht lebend hier. Und irre ich nicht ganz, dann ist auch heute nur durch Eure Hilfe Eurer edlen Herrin die Flucht gelungen!“

„Eigenlob stinkt, sagt das Sprichwort!“ entgegnete die Alte sichtlich geschmeichelt. Doch kann ich nicht verhehlen, daß ich die Augen offen hielt und heute den rechten Augenblick zur Flucht erfaßte. Der Haug und Jörg sind heute schon in aller Frühe weggeritten, um mit den wüsten Spießgesellen zu beraten, wie sie der Macht des Königs trosten könnten. Ist aber die Rat aus dem Haus, dann tanzt die Maus! Kaum waren die gestrengen Herren von dammen, als auch mein grauer Schelm, der Wolf Isebrand mit dem Wildmeister, dem Rostwart und dem Waffenschmied — sind grenliche Galgenstricke genau wie er — zu würfeln und zu zechen begann. Des Weines voll beachteten sie nicht, daß Bauernweiber aus dem Dorf zur Feste kamen, die Butter, Eier, Milch und Honig brachten — beachteten auch nicht, daß zwei Weiber waren es, meine liebe Burga und ich, vermunnt in bauerlichem Gewand. So sind wir hier.“

„Und kehret nie nach Rosenstein zurück!“ sagte der junge Feldhauptmann. Die Feste ist dem Untergang geweiht. Des Königs wiederholte Forderung, sich seiner Oberhoheit zu unterwerfen, den gebotenen Landfrieden zu halten, haben die Ritter

Haug und Jörg von Rosenstein mit frechem Hohn zurückgemeldet. So wurde mir geboten, Burg Rosenstein zu brechen, und ich übermütigen mit Gewalt vor Herrn Rudolfs Straßgerich bringen. Und eher nicht verlaß ich lebend diesen Gau, bis der königlichen Herrn Gebot erfüllt ist. Dann aber — der Schwager zog die Alte in einen Winkel der Hütte und fuhr flüsternd fort: „dann Friedegund führ' ich die Schwester meiner lieben Walburga zu. Ich weiß, wer meine Schwester ist — das Muttermal an dem Halse hat es mir verraten und alles, was ich einst von Euch nahm, trifft zu. Ihr schüttelt mit dem Kopf? Jetzt, da ich weiß, dürft Ihr die offene Wahrheit mir gestehen!“

„Ich bin durch meinen Eid gebunden, lieber Junfer und kann Euch nichts gestehen!“ erwiderte die Alte. „Tragt nicht weiter — weder ja noch nein vernehmet Ihr von mir.“

„Doch eines müßt Ihr mir geloben, gute Friedegund!“ der junge Ritter. „Wenn es des lieben Herrgotts Wille ist, ich im Kampf den Tod erleide, dann führet Ihr die Schwester meiner Mutter zu. Im Heerlager des Königs, unweit dem kleinen Aalen, weilte sie bei meinem Onkel, dem Ritter Werner Fürstenberg und harret voll banger Hoffnung meiner Wiederkehr. Denn anvertraut hab' ich der Guten, daß ich die Schwester dem Rosenstein gefunden.“

„Verlaßt Euch drauf, ich will es tren bestellen, lieber Junfer Heinz. Doch denkt nicht an den Tod!“ Und lauter, so daß anderen es hören konnten, fuhr Friedegund fort: „Vor allem denkt daran, wie Ihr den Rosenstein bezwingen möget! Ist eine harte Nuß, die Euer königlicher Herr zu Euch gegeben! Der Haug und Jörg, die spotten jeder Macht auf ihrem Felsenste!“

„Wohl weiß ich, daß es ungeheure Opfer kosten wird, die Feste zu ersteigen!“ erwiderte Heinz fest. „Doch schred' ich nicht davor zurück. Sobald die Sonne sinkt, sind meiner Schwinge Scharen herangekommen und morgen mit dem Frühesten beginnen wir mit dem Sturm!“

Da trat Walburga von Rosenstein, die in eifrigem Gespräch mit der Entelin des Köhlers am Herde gestanden hatte, an, und jungen Ritter heran und sagte:

„Den Rosenstein gedenkt Ihr zu erstürmen, Herr Heinz? Bedenkt Ihr auch, wie viele Eurer Streiter dann den Tod verfallen sind — dem Tod verfallen, ohne daß es Euer Verlingt, nur einen Fußbreit Bodens zu gewinnen? Und ist das ich wage nicht daran zu denken — wäret vielleicht der erstickend blutend niedersinkt! Nein, teurer Freund — vor solchem trügen Wagemute muß ich Euch bewahren! Der Rosenstein ist eben so zwingbar, aber ich, Walburga von Rosenstein, die das gefolgt Recht hat auf meiner Väter Haus wie meine Brüder Haus aber Jörg — ich überließere Euch die Feste. Um eines aber bürdiger Euch: Schont meine Brüder! Wenn sie auch niemals brüderlich gesinnt mir waren, so fließt in ihren Adern doch das gleiche dem wie in den meinen!“

Dem jungen Ritter schwebte es auf der Zunge, laut sich zu äußern, daß Walburga sich täusche, daß Haug und Jörg eben ihre Brüder wären, aber die alte Friedegund hob warnend den Finger, als hätte sie seine Gedanken erraten und sagte schneidend: „Herr Heinz von Horn wird Eure Brüder schonen, liebe Walburga, und wenn Ihr ihn von Herzen bittet, dann wird es ihm so nicht an einem guten Worte bei seinem königlichen Herrn fehlen, als daß ihnen Gnade wird. Nicht wahr, Herr Junfer Heinz?“

Heinz nickte nur lächelnd der Alten zu und wendete sich zu Walburga: „Burg Rosenstein wollt Ihr mir überliefern, da Rosenstein? Doch wie vermagtet Ihr?“

„Ich vermag es!“ unterbrach ihn die Jungfrau. „Auf dem samem Pfade führ' ich Euch und Eure Mannen zu einem der Mauerpförtchen, durch das ich oftmals schon die Burg verlassen, wenn meine Brüder mir den Ausgang durch das Tor verweigerten. Wollt es vor Monden schon zur Flucht benutzen, aber ich sollt ich mich wenden? Ich hoffte stets auf Euch — ermahnte mit jedem Tag ein Zeichen, daß Ihr mir nahe seid — jedesmal geblich. Als aber Kunde kam, daß König Rudolf nahe, der der Feste es mich, zu dem Gewaltigen zu eilen und ihn um Schutz zu bitten.“

Die unerwartete Aussicht, daß es ihm gelingen sollte, die Burg Rosenstein auf die von Walburga geschilderte Weise einzunehmen, verjagte den jungen Ritter in sieberhafte Erregung. Der Anblick von Wonne und Qual, der ihn bei dem Wiedersehen der geliebten durchtobt, war verweht, und alle leidenschaftlichen Empfindungen seines Innern traten vor der Aufgabe zurück, die er sich gestellt sah. Er war wieder ganz Kriegsmann und nur der Gedanke beherrschte, seine Pflicht zu erfüllen und durch die Eroberung der für uneinnehmbar geltenden Feste Ruhm und Ehre zu erwerben. Rasch besprach er mit der Frau alle Einzelheiten des geplanten Überfalles, befohl er seine Reifigen, zu den nachrückenden Heerhaufen zu eilen und

selben nach dem Tale der Rems zu führen. Er selbst mit mehreren seiner Mannen wollte zum Schutze der Jungfrau in der Höhlenhütte bleiben, für den Fall Verfolger nahten. Dagegen erhob der alte Köhler Einspruch mit dem Hinweis darauf, daß der ganze Plan vereitelt werden könnte, wenn es den Ritters von Rosenstein kund ward, daß königliche Mannen sich in der Nähe der Feste befänden. Der Ritter mit seinen Reifigen wohl wie die flüchtigen Frauen — so riet der Alte — mußten bis zum Eintritt der Nacht und bis zum Eintreffen der Streiter in Walde versteckt halten, so daß etwaige, die Höhlenhütte aufsuchenden Verfolger, keine Spur von ihnen gewahren konnten. So sehr es den jungen Ritter gelüstet hätte, die Verfolger mit flüchtigen Köpfen heimzuschicken, mußte er die Zweckmäßigkeit des Rates einsehen und folgte mit seinen Mannen und den beiden Frauen dem Köhler nach dem von diesem vorbereiteten Versteck. Meinrad Schlicht aber folgte nach seiner Rückkehr sämtliche Spuren der Kasse um die Hütte durch Überstreuen mit Tammennadeln, daß auch das schärfste Späherauge nichts Außergewöhnliches wahrnehmen konnte. Wie zu allen Zeiten lag die Höhlenhütte ein- und verlassen im wilden Tann.

9. Die Zerstörung der Burg Rosenstein.

Wie klug die Vorhersage Meinrad Schlichts gewesen war, das erwies sich eine Stunde später, als ein Trupp Reiter die Felsenklucht aufwärts ritt und der Führer desselben dem gewöhnlichen an seinen qualmenden Meilern stehenden Köhler mit rauher Stimme gebot, die von Burg Rosenstein entwichene Schwester der gestrigen Herren auszuliefern, denn alle Anzeichen sprächen für, daß die Flüchtigen mit der alten Friedegund sich nach der Höhlenhütte gewendet hätten. Aber da kam er bei dem wegen seiner Grobheit berüchtigten Köhler böß an. Seinen Schürbaum schwingend, überschüttete der Alte die Reiter mit einem Hagel derben Scheltworten. Sie sollten ihn in Frieden lassen und zum Teufel scheren, wohin sie gehörten, schrie er wild. Hier seiner Wildnis, wo sich die Füchse und Wölfe gute Nacht sagen, wären keine fortgelaufenen Weiber zu suchen. Und höhnte er hinzu: „Glaubt Ihr Holzköpfe aber, daß ich die Flüchtigen vor euch verhehle, dann sucht sie euch in meiner Hütte nach, sucht lang und gründlich, so lange, bis die Weiber glücklich über Eule Berge und euch Eseln entronnen sind.“

Das ungeschliffene Auftreten des Köhlers verhehlte seine Wirkung auf die Häfcher nicht, Wäre Meinrad bei ihrem Erscheinen zulegen geworden, hätte er Ausflüchte gesucht oder das Durchsuchen seiner Hütte verweigert, dann hätte der Verdacht, daß die Verfolgten zu ihm geflohen wären, eine Bestätigung erhalten. Aber er zeigte sich der Alte ganz in der an ihm gewohnten unerbittlichen Grobheit, forderte sie sogar selbst auf, die Hütte zu durchsuchen — da war wohl kaum anzunehmen, daß er etwas von dem Verbleib der Flüchtigen wußte. Sicherlich wäre dies der Fall gewesen, wenn er sich der Verfolgten angenommen hätte, sie auf ihrer weiteren Flucht auf den nur ihm bekannten Wegen durch die Wildnis geleitet hätte. Alle diese Erwägungen bestimmten die Häfcher, die Hütte nur flüchtig zu durchsuchen, und nach kurzer Frist, begleitet von den Hohnreden des Köhlers wieder davonzureiten, um die Verfolgung in anderer Richtung fortzusetzen. So unbefangenen sich Meinrad gegeben hatte, so atmete er doch nicht, als die Hufstritte der Davonreitenden verklungen waren. Wie leicht hätte es geschehen können, daß der Vortrab der unter dem Horn stehenden Heeresmacht eingetroffen und von den Rosensteinern Reitern gesehen worden wäre, denn die Sonne lagte sich schon zum Untergang und jeden Augenblick mußte die Spitze des Zuges erscheinen. Wirklich vernahm auch nach der kurzen Weile das scharfe Ohr des Lauschenden ein Geräusch von fernem Waffengeklirr, und ehe noch die Dämmerung eintrat, war eine stattliche Reiteresche, geführt von dem graubärtigen Hagen, den der junge Feldhauptmann entendet hatte, die steile Felsenlehne herabreiten. Dichte Massen reißigen Fußvolks folgten lautlos stiegen die Haufen zu Tal — ein endloser Zug. Schon der der Forst um die Höhlenhütte, so weit man sehen konnte, mit bewaffneten angefüllt, die sich zur Nacht lagerten, und immer sah man auf der Höhe die in den Strahlen der Abendsonne glänzenden Speere und Panzer der nachfolgenden Scharen — ein Anblick, der den alten Köhler mit froher Zuversicht erfüllte. Mit Einbruch der Dämmerung hatte sich das Firmament vom leichtem Gewöl überzogen, das die Mondscheibe verhüllte, daß mit beginnender Nacht die umliegenden Höhen nur in dünnen Umrissen erschienen und ein tiefes Dunkel im Talgrunde lagte. Das war dem jungen Feldhauptmann, der mit seinen Begleitern und den Frauen aus dem Versteck gekommen war, sehr recht. Dieses Dunkel begünstigte das Unternehmen, in dem es den Wächtern der Burg das Herannahen der Heeresmacht verbarg. Alle Anordnungen wurden getroffen und die

Zeit kurz nach Mitternacht, wenn voraussichtlich alles auf der Burg im tiefen Schlafe lag, zum Angriff ausersehen. —

Wenige Stunden später bewegte sich ein endloser Zug, geführt von dem alten Köhler und Walburga von Rosenstein, das Remstal aufwärts durch die schweigende Nacht. Am Fuße des Rosensteins angekommen, sammelten sich die Scharen, und Heinz von Horn folgte mit einer Schar auserwählter Streiter der ihnen rüstig voranschreitenden Jungfrau in eine schmale um den Felsen laufende Seitenschlucht, während die Hauptmacht unter Mainrads Führung den nach dem Eingangstor der Burg führenden Weg aufwärts ziehen sollte. Der zuerst durch dichtes Gestrüpp führende Pfad wurde immer steiler und steiniger, so daß die aufwärts Kletternden sich einander die Hände reichen mußten, um nicht bei einem Fehltritt in die Tiefe zu stürzen. Langsam, unendlich langsam ging es vorwärts, aber endlich war das Mauerpförtchen erreicht und nach kurzem Bemühen von den vordersten Mannen mit den Streitärten erbrochen. Durch einen in den Felsen gehauenen schmalen Gang gelangten die Eindringlinge in ein weites Gewölbe, wo sie sich sammelten. Ein Tor führte von hier in den großen Burghof, in dem noch nicht alles Leben erstorben zu sein schien, denn deutlich vernahm man Menschenstimmen und Gelächter. Vorsichtig spähend, gewahrte Heinz durch eine Spalte des Tores, daß die Eingangshalle des Hauptgebäudes noch erleuchtet war — die Ritter von Rosenstein saßen mit ihren Genossen noch beim Zechgelage.

Nur weniger Augenblicke bedurfte es für den jungen Feldhauptmann, um seinen Begleitern seine Befehle zu erteilen, dann riß er das Tor weit auf und stürmte mit den Seinen quer über den Hof auf das Eingangstor der Burg zu. Im Nu waren die wenigen dort wachhaltenden Knechte überwältigt, dem schlaftrunkenen Bogt Wolf Hiebrand die Schlüssel entrißen und wenige Augenblicke später rasselte die Zugbrücke nieder, um die draußen harrenden Streiter durch das weitgeöffnete Tor einzulassen. Unter dem Schlachtrufe „Die König Rudolf“ ergossen sich die Scharen ungehindert in den Burghof, jeden Widerstand der von allen Seiten mit Fadeln herbeieilenden Knechte niederschmetternd, so daß die Besatzung der Feste zum größten Teile überwältigt war, ehe noch die von dem Lärm erschreckten trunkenen Ritter, etwa zwanzig an der Zahl, recht zur Besinnung gekommen waren. Als sie die Gefahr erkannten und notdürftig gerüstet die Freitreppe herab den Eindringenden entgegenstürmten, da mußten sie erkennen, daß ihre Sache verloren sei, aber dennoch fochten sie mit dem Mute der Verzweiflung, bis einer nach dem anderen blutend niedersank, oder von den auf sie einstürmenden Mannen entwaftet wurden. Nur Haug und Jörg von Rosenstein standen noch und wehrten wie grimme Eber die sie umheulende Meute, die sie Bedrängenden ab. Der junge Feldhauptmann rief ihnen zu, den nutzlosen Widerstand aufzugeben und sich zu ergeben, erreichte aber damit nur, daß Jörg von Rosenstein sich mit wuchtigen Streichen nach ihm Bahn zu brechen suchte. Beim Schein der Fadeln und an der Stimme hatte er in dem Führer der Feinde denjenigen erkannt, der vor Monden seiner Rache entgangen war — den seine verräterische Schwester wahrscheinlich zur Hilfe gerufen hatte. Das reizte ihn zur sinnlosen Wut, zur wilden Begierde, den Verhassten zu verderben. Und wie ein Blinder vorwärts stürmend, rannte er in die ihm von allen Seiten entgegenstehenden Speere.

Als Haug von Rosenstein seinen Bruder zu Tode getroffen niedersinken sah, warf er sein Schwert hinweg und ergab sich den ihn umringenden Mannen. Damit war der Kampf beendet, denn die wenigen noch Widerstand leistenden Knechte folgten dem Beispiele ihres Herrn, so daß in kaum einer halben Stunde nach dem Eindringen Heinz von Horns ein vollständiger Sieg erröchten war. —

(Fortsetzung folgt.)

Im Unterseeboot.

Skizze von Hermann Dreßler, Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

Manöver auf Hochsee. Das Meer ebbt und steigt in leichter Dünung. Auf seinem Spiegel wiegt sich eins der schwarzen, verderbenbringenden Ungeheuer: das Unterseeboot „U. 21“. Seine breite Plattform ragt über die Wasseroberfläche empor wie der rundliche Rücken einer Riesenschildkröte. Bis zum Ausstieg ist es eingetaucht. Nichts verrät seine Anwesenheit. Nur ein schwacher Stahlmast schiebt sich aus dem Innern empor, drei, vier Meter hoch. An ihm sind die Antennen montiert. Sie lauschen gespannt nach allen Seiten, um die aufgefangene Kunde sogleich dem Kapitän da unten, der zugleich den Telegraphen bedient, zu berichten. Am Mast herab laufen die mit Asphalt isolierten Drähte in das Innere des Bootes. In ihm kistern die geheimnisvollen Funken herab und suchen ihren Weg durch den Fritter in den Zeichengeber.

Da unten ist man fröhlicher Laune. Der Maschinist bietet dem Heizer eine Priße an. Das ist mal endlich wieder ein bißchen Abwechslung. Schon die Fahrt vorgestern durch die bewegte See. Dann das Kreuzen, um von den als feindlich markierten Streitkräften nicht bemerkt zu werden. Bald oben, bald einige Meter unter Wasser. Alle Maschinen intakt, alles sicher und zuverlässig.

Die Matrosen sitzen untätig beisammen und plaudern.

Da ertönt ein Klingelzeichen, der kurze, scharfe Anruf des Telefunkenapparates. Alle lachen.

Der Kapitän läßt die rollende Papierschlange durch seine Finger gleiten. Er lächelt.

Dann gibt er durch das Sprachrohr nach dem Maschinenraume das Kommando: „Maschine an! — Halbe Kraft!“

Ein feines Zittern durchläuft den Körper des stählernen Riesenschiffes. Ein Geräusch wie von gepeitschtem Wasser dringt an das Ohr der Insassen, dann rauscht es um sie her, als stünden sie in einem Wasserfalle. Dazwischen der ächzende Stoß der Maschine.

Der Periskopmast ist ausgelegt. Der rotierende Spiegel, vor dem Gesicht der Wellen geschützt, erzählt den halb im Wasser eingebetteten, was da oben auf See ringsum vorgeht. Alle Sekunden gleitet langsam, wie eine Fata Morgana, ein anderes Bild über die weiße Milchglastafel vor dem Sitze des Kapitäns, stark verkleinert, aber haarscharf. Schwellende Wogen, mit weißen Gischttrüben besetzt, eingerahmt vom Graublau des Himmels.

Plötzlich erschaut auf der Glastafel ein anderes Bild. Wie eine bleigraue Mauer schiebt es sich langsam darüber hinweg und verschwindet. Bald darauf erscheint es wieder, diesmal größer und näher.

„Maschine stopp!“

Das Zittern und das Stößen hört auf, und das Rauschen nimmt ab.

„Periskopmast einholen!“

Der Befehl klingt hastig.

Die Matrosen wissen nicht, warum es sich handelt. Sie gehorchen stumm. Sie sind die Glieder am Körper. Das Hirn, die Seele, der Konzentrationspunkt ist ihr Kapitän.

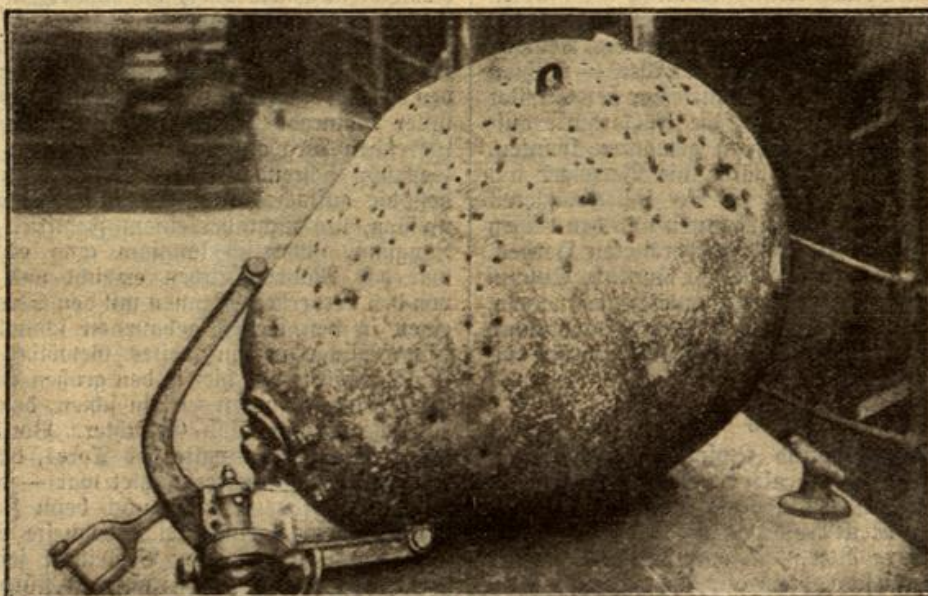
Am nächsten Augenblick ist der Periskopmast eingeholt und an der einen Längsseite des Bootes verstant.

„Periskopmast eingeholt!“ gibt in ruhigem, geschäftsmäßigem Ton der Obermaat Meldung zurück.

„Tute schließen!“

Schon springen zwei wie Panther auf der schmalen Leiter in die Kuppel des Turmaustritts empor.

Ein Rasseln und Klirren, der Befehl ist ausgeführt.



Eine auf eine Kaimauer angeschwemmte Mine. (Mit Text.)

„Außenantenne!“ Der zweite dreht das Rad des Tilgebels. Eine salzigen Meeresschicht strömt in die Sinne. Sie schlägt flach gegen die Stahlwand. Der Schall dumpf bis ins Innere.

„Wie tief, Kapitän?“ fragt der zweite.

„Sechzehn Fathomen.“

Die Matrosen halb erstarrt, blicken schroden dem Kapitän ins Gesicht.

Keine Miene verrät ihnen, daß sich auf der Grenzfürche zwischen dem Ernst und dem Spiel befindet im Hirn des Kapitäns. Er arbeitet es fieberhaft. Das Periskop hat gesagt, daß da oben

Kreuzer in voller Fahrt einherjagt. Der Kamerad da oben keine Ahnung davon, daß hier unten sechzehn Mann in stählernen Gefängnissen sitzen, einem Gefängnisse, das sie umständen mit zur Tiefe zieht und nie wieder freigibt. Aufsteigen war es zu spät, der Kreuzer hätte sie mit Rammdornn glatt durchschnitten. Also tauchen! Tauchen genug, daß der andere darüber hinweggleitet. Vielleicht sich in der Richtung des Kreuzers geirrt und alle seine Pläne sind überflüssig.

„Vier Faden, Kapitän!“ kommt Meldung vom zweiten Totenstille.



Der Kriegsschauplatz in den Karpathen: Eine österreichische Erkundungspatrouille in den schneebedeckten Bergen.

Photographie Ed. Franke

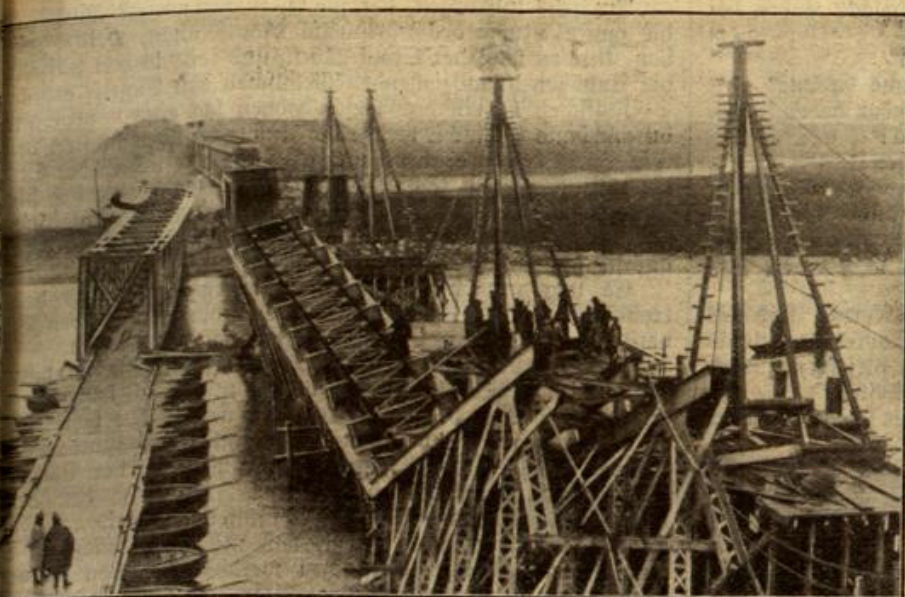
Stoß gespürt. Der jüngste Matrose, der gerade den hohlen gereinigt hatte, war hinfällig und hielt eine kleine, blutende Wunde mit einem öligen Pflaster.

Der Kapitän fuhr sich mit der linken Hand über die Augen. Ein Augenblick Totenstille!

Aus dem Maschinenraum hört man das Sichern und Plätschern.

„Sehen, den, tan! Der tan die zwisch zwei dungs eine teit. Zeig Mar rückt zu herz weis.“
 „Nicht den, les Fab im pitän ung.“
 „Ing Fab r n pi ho.“
 „Der r Maad ner schin. No we Ma abe tam hen geist n z.“
 „Ir n Ma eer raufe f.“
 „Ja ge ten ster den.“
 „end abe und zum Pan“

nal
führt.
ankst
eite
Rad de
Eine
Meer
die Ein
gt Ha
Stahl
all
ins
f, Kap
weite
yn Fa
trofen
unt, b
dem
Miene
en, da
Gren
und
efinder
des St
s fielt
Top h
da ol
da ob
um in
as sie
reigibt
mit
auchen
leicht
eine
eiten
"Se
den,
tän!
Der
tän
die
zwise
zwei
dun
eine
leit.
Zeig
Mar
rückt
zu
weil
"Siebenundsechzig Faden!"
den
Fab
im
pita
ung,
"als
lase
er
einen
ings
bericht
vor.
Teufel,
"Fab
er
mag
der
Kerl
nur
seine
pi
haben!
"er
auch
die
anderen
sind
Ma
ner.
schin
sehen
stiert
ihnen
aus
weit
aufgeris
senen
Au
aber
sie
ziehen
den
Kopf
kam
hen
die
Schultern
und
gefi
zu
Boden.
"r
nichts
merken
lassen!
"Me
manns
blut!
Sie
sind
raun
so
stolz
darauf.
"J
gende
meiner
macht
einen
ten
Wiz.
Seine
Stimme
den
erzwin
gen,
gepre
ft.
"A
nderen
lachen
gequält
oben
aber
ein
wenig
erleich
er
auch
dies
Lachen.
"Fünfundsechzig Faden,
und
Fän!"



Die gesprengte Eisenbahnbrücke der Linie Kalisz—Warschau.



Herzog Eugen von Österreich. (Mit Text.)
Photographie Stephan W. alja.

ingenden Wassers. Schon sind die Zugangstüren abgedichtet. Sankt schließen! Pumpen an!" kommandierte der Kapitän.

Die eine Pumpe ist beschädigt, die andere

aber schluchzt wie ein heulender Zylinder.

"Zwanzig Faden, Kapitän!" kommt die Meldung vom zweiten Offizier.

"Zwanzig Faden!—Zwanzig Faden!" — geht es allen durch den Kopf. Wie tief mag das Meer an dieser Stelle wohl sein?

"Fünfundzwanzig Faden, Kapitän."

"Dierunddreißig Fa—"

"Fünfundvierzig Faden, Kapitän!"

"Sechzig Faden!"

Der zweite Offizier zieht an dem Hebel, der automatisch den Telefonschwimmer



Ein weiblicher Feldwebel.
(Mit Text.)

Ein leichter Stoß, ein Geräusch wie von knirschendem Sand. Die Nadel am Manometer stockt in ihrem Laufe.

"Wir sitzen auf Grund, Kapitän!"

"Wie viel Faden?" fragt eine zitternde Stimme. Es ist die des jüngsten Matrosen.

"Fünfundsechzig Faden, meine Junge!" entgegnet der Kapitän.

"Also keine Angst, das ist für uns keine gefährliche Tiefe!"

"Obermaat, prüfen Sie die Sauerstoffapparate!"

"Kamerad, die Telephonboje lösen!"



Professor Dr. Helfferich,
der neue Staatssekretär des deutschen Reichsschatzamtes.
(Mit Text.)

ausstößt. Der fährt zur Höhe empor und taucht aus den Wellen auf, gleich darauf sein rotes Fähnchen aufschnellen lassend, das mit seinem weit hin sichtbaren Wimpel um Rettung fleht.

In atemloser, eisiger Spannung verharren die Tapferen auf dem Meeresgrunde.

Wenige Minuten später schon schrillt ein Klingelzeichen durch den Raum. Die Männer fallen sich wie trunken in die Arme. Dem Jüngsten laufen zwei große Tränen die Waden herab.

Man hat die Telephonboje aufgefischt. Das bedeutet Rettung. Der Kapitän ruft an und erhält Antwort. Die anderen folgen gespannt dem Gespräch, von dem sie nur die eine Hälfte hören.



Messstunde in einem Viehdepot auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Presse-Centrale W. Braemer.

„11. 21. Wir sind gerammt. Maschinenraum led. Eisen bei fünfundsiebzig Faden auf Grund!“

„Wie? Bitte, etwas lauter, Herr Kamerad!“

„Vier Stunden? Ja, solange können wir uns halten!“

„Taucher kommen? Gut! Ob wir Skaphander haben? Ja, vier Stück! Blieben noch zwölf von uns zurück!“

„Das gebe Gott, Kamerad! Auf Wiedersehen!“

Er hängt den Telephonhörer an und gibt das Schlußzeichen. „Kameraden, wir werden gerettet! Die ‚Niederland‘ hat unsere Telephonboje aufgefischt und wird Taucher herabschicken, die unsern Stahlfisch in Ketten legen. Ich denke, in drei bis vier Stunden sind wir am Tageslicht.“

Die Zeit verrinnt qualvoll langsam. Die Nerven sind bis zum Zerreißen gespannt. — Da endlich! Schwere, ungelente Schritte über ihnen. Klopfschritte. Sie geben dieselben zurück. Dann rassende Ketten, oben, unten, an den Seiten!

Wieder eine Stunde vergangen! Die Taucher scheinen wieder emporgestiegen zu sein. Es ist nichts mehr zu hören.

Da wieder ein Klingelzeichen von oben.

Der Kapitän eilt ans Telephon.

„Alles fertig? Bereit zum Heben? In Gottes Namen!“

Jetzt fängt das Boot an zu schwanzen, legt sich leicht auf die Seite. Ein Rasseln rings um die Stahlwände. Die Ketten straffen sich, man hört's!

Der zweite Offizier steht am Manometer.

„Vierundsiebzig Faden, Kapitän!“

„Zweiundsiebzig Faden — neunundsechzig Faden!“

Immer jubelnder wird seine Stimme, immer lauter und triumphierender.

„Sechs Faden! — Zwei Faden!“

„Licht!“

„Licht!“ jubeln sie alle, die harten Männer, die dem Tode ohne Wimperzuden ins kalte Auge geschaut tief unten auf dem Meeresgrunde, und sie steigen bald darauf — einer nach dem anderen — aus ihrem engen Stahlgefängnis empor zur goldenen Sonne neuen Lebens.

Die Stimme aus dem Jenseits.

Ein Kriegerlebnis von Guido Federzani.

(Nachdruck verboten.)

Die schwerste Stunde meines Lebens war die am Morgen des 27. Juli 1870, wo ich im Heimatstädtchen an der Weichsel von der Mutter Abschied nahm, denn der Krieg mit Frankreich war losgebrochen, erzählte ein preußischer Major.

„Ich werde im Gedanken immer bei dir sein ... Für dich beten, daß du am Leben und heil bleibst!“

Das waren ihre letzten Worte, die sie, von Schluchzen unterbrochen, mir nachrief, mir, ihrem einzigen Kinde. Und der Abschied von diesem Wesen, das ich wie ein Heiligtum liebte, verkehrte, fiel mir um so schwerer, da ich es allein, ohne Verwandte oder Gesellschaft zurücklassen mußte. Allein — mit der Sorge und Sehnsucht des Wiedersehens!

Das Infanterieregiment, dem ich eingereiht wurde, stieß schon nach wenigen Tagen zur dritten Armee, welche den linken Flügel des deutschen Heeres bildete und vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm geführt wurde. Schon in Mainz, wo es einen Rasttag hielt, traf mich die vom Bürgermeister meiner Vaterstadt nachgesandte Trauerbotschaft, daß meine liebe Mutter, welche seit Jahren herzkrank war, einige Stunden nach meiner Abreise erkrankt und plötzlich gestorben sei!

Dieser wahrhaft unerseßliche Verlust hätte mich zu einer anderen Zeit niedergeschmettert, in Trübsinn gestürzt, jetzt aber, da ich in den Kampf fürs Vaterland ging und der strenge Waffendienst Geist und Körper bis zur Erschöpfung in Anspruch nahm, blieb ich Herr meiner Stimmung und zeigte mich äußerlich gefaßt.

Im Innern freilich fühlte ich mich bis zum Verzagen elend; doch die eiserne Pflicht befahl: „Daß das Trauern. Vorwärts, vorwärts! Stelle deinen Mann!“

Am 4. August zog unsere Armee gegen die Stadt Weißenburg, die in einem fruchtbaren Tal lag und durch eine Reihe von Schanzen besetzt war. Über den mit Nebenbepflanzten Hügeln ragte der Geisberg auf, dessen Gipfel die Franzosen mit ihren Mitrailleurten verteidigten, während die verächtlichen Turkos hinter Weinstock und Busch versteckt lagen. Aber die Bayern, die an der Fete marschierten, überschütteten die Stadt mit Hohlgeschossen, stürmten die Tore und jagten, von drei Seiten eindringend, den Feind mit den Bajonetten hinaus, während die preußischen Regimenter den steilen Geisberg erkletterten. Es war ein Gemisch, das sich nicht beschreiben, aber auch niemals vergessen läßt. Der Sieg war errungen, und am Abend dieses blutigen Tages befahl der Kronprinz: „Der Vormarsch soll fortgesetzt werden!“

Am frühen Morgen, der folgte, stießen unsere Vorposten die ganze Armee des Marschalls Mac Mahon, welche den Kluppen über der Stadt Wörth und teils in den stauffel die Anhöhen hinaufziehenden Gebüsch den Angriff erwartete.

Zwischen Wörth und diesen Höhen lag eine vom Saal durchströmte Schlucht, welche die Unserigen überschreiten mußten. Die Stadt wurde erstürmt und alles drängte sich in die Schlucht, die nach Fluß und Schlucht führten. Schon hatten sich die taillone vor uns in die Flut gestürzt, um an das jenseitige Ufer zu waten, da sprühte und prasselte ein Hagel von Kugeln auf sie herab.

Es war unmöglich, diesem Kugelregen, der aus den traillousen auf der Kuppe und den Chassepots der in den versteckten französischen Schützen kam, zu widerstehen.

Unser Hauptmann ließ die Leute rasten, ehe sie vorstürmten, und in diesem Augenblicke mußte ich lebhafter an meine Mutter denken, indem mir gerade ihre letzten Worte „Ich werde immer bei dir sein!“ einfielen. Zum erstenmal seitdem ich ihren Tod erfahren hatte, schien mir der Verlust so schrecklich, denn der einzig guten Frau blieb der Gedanke mich als „gefallen“ betrauern zu müssen, erpart. ... Ich war nämlich überzeugt und gefaßt, daß mir beim nächsten eine Kugel den Garaus machen werde. „Wer den baumstrauchlosen Weg zwischen dem Ufer und dem Hinteren Franzosen heil zurücklegt,“ so dachte ich, „erlebt ein Wate wärts. Hurra!“ und wir liefen ins öde Feld hinaus, auf die Sonne sengend niederbrannte. ... Nur noch hundert und das Gebüsch, welches uns, obwohl vom Feind besetzt, bieten konnte, war erreicht. ... Aber gerade jetzt senkte sich Wolke von Kugeln auf uns nieder, die breite Läden in die Rissen und einen Kameraden nach dem anderen in den Sand warfen.

Unwillkürlich hielt mein Zug, vor dem der Hauptmann still. Keiner wußte eigentlich, warum dies geschah. ...

Da innwehte mich ein kühler Lusthauch, und eine Idee, es war die meiner Mutter, sagte leise: „Geh' vorwärts!“

Ich erschrak gar nicht darüber, sondern rannte, während die Kameraden folgten, trotz des Kugelregens vorwärts und als der Erste das Gebüsch, was mir dann ein Lob meines Mannes einbrachte.

Sobald wir uns in dieser gedeckten Stellung befanden, wieder Halt gemacht und das nächste Terrain geprüft; es aus einer steilen, buschlosen Böschung, die wir, um den Feind fassen, erklettern mußten.

In diesem Augenblicke hörte ich abermals die Stimme meiner Mutter: „Geh' vorwärts!“ Ich zögerte, das zu tun, denn ich warten, bis der Hauptmann den Befehl dazu gab. „Einmal, muß gehorchen“, dachte ich und rührte mich nicht vom Ort.

Da flüsterte die Stimme zum drittenmal: „Geh' vorwärts!“ Wie von einer unsicheren Hand gestoßen, verließ ich, wieder als der Erste das Gebüsch und stieg die Böschung hinauf.

Plötzlich flog eine Granate über meinen Kopf, senkte sich abwärts ins Gebüsch, wo ich vor einer halben Minute gestanden hatte, schlug ins Gras und — platzte. ...

Ich blinde zurück. Mein Hauptmann und alle Kameraden mit zerrissenen Gliedern tot oder schwer verwundet am Boden.

Ein gräßlicher Anblick, der mich förmlich in die Flucht und so gelangte ich, von Geschossen aller Art umschwirrt, zweite feindliche Versteck, wo ein halbes Duzend Turkos sofort ich austauchte, Reißaus nahmen; sie glaubten von einem zahlreichen Feinde überfallen zu sein! ...

Bald stießen Kameraden, welche aus einer andern die Anhöhen erstiegen, zu mir, und vereinigt stürmten den letzten Schlupfwinkel der Franzosen, der bereits auf der lag, ohne daß ich verwundet wurde.

Einige Zeit später erhielt ich, als Anerkennung für tapfere Haltung beim Sturm, das Eisene Kreuz! ...

Wie wir spielen.

Von Greta Warneher.

(Nachdruck)

Es schneit und regnet. Dazu macht der Himmel ein grünes Gesicht, als solle es nie wieder Sonne geben. Ganz braunschliederig ist unsre Straße, und der weiße Schnee hat sich in einen biden Morast verwandelt.

Nun können wir nicht an den Strand gehen, Bubi! An unsern weißen, weiten Strand, wo es jetzt im Winter noch schöner ist als im Sommer, wenn die Strandkörbe und laubbuden aufgestellt sind und die vielen Badegäste kommen. Man kann auch im Schnee wundervoll spielen, kann Burgen schaukeln, Leuchttürme bauen und

Wasserbällen nach den schwimmenden Eisschollen werfen, welche sie von dem Strand losgewaschen haben und nun fortschwimmen lassen. Dazu hat man jetzt herrlich viel Platz, ganz für sich, und das mögen wir so gerne. Aber heute geht das alles nicht und wir müssen zu Hause bleiben. Da setze ich mich an die Nähmaschine und nehme eine neue Arbeit vor. Hansel hockt auf der Fensterbank, drückt sein Näschen gegen die Fensterscheiben und schaut mit trübseliger Miene aus. Es ist auch langweilig, wenn man den ganzen langen Nachmittag im Zimmer bleiben muß.

Nun wird sie gleich kommen, die gefürchtete Frage: „Was soll ich spielen?“ Da muß ich vorbeugen.

„Bubi, wollen wir mit der Fährle hinüber nach Wolgast fahren?“

„Ach — wir haben ja keine.“

„Doch, die Nähmaschine. Wir müssen nur noch zwei Stühle davor stellen. Dann bist du der Kapitän und ich der Erste.“

„Da, das Maßband ist die Fährle.“

„Wie schnell kommt Hansel von seinen Spielen?“

„Baum und richtet die Fährle her. Er ist unter dem Anspruch genommen, daß er lange Zeit und schlechtes Wetter vergißt.“

„Jetzt fann's losgehen,“ ruft er eilend auf.

„Klingelingeling!“

Die Fährle läutet immer dreimal, bevor sie abfährt, das weißt du doch?“

„Ach ja. Klingelingeling.“

Die Kapitän, ob die Leute da mit dem Schaf auch wohl überkommen werden wollen?“

„Ja, die auch. Und Kutscher Peters.“

„Badegäste vom Bahnhof abholen.“

„Elen, dann müssen wir ihn und seine Wagen auch noch mit aufnehmen.“

„Wahrscheinlich muß mir erst noch Willets holen.“

„Siehe da, nun beginnt Bubis Phantasie.“

„Das vorgeschlagene Spiel schon ständig weiterzuspinnen.“

„Nachdem er Wollschaf, Kutscher und seine an Bord gebracht hat und sich in die Knopflochschere als Willett setzt, nebst einigen Zeitungsstücken.“

„Fahrtarten erbeten hat, steigt er in die dritte Fährle.“

„Klingelingeling,“ und ich setze die Maschine in Bewegung. Wir fahren bei den langen Nähten von Hansels Paletot haben wir gute Überfahrt, bei den kurzen, wo ich öfter absetzen muß, wie der Seegang und wir kommen schlecht vorwärts. Wenn die Fährle, ist es ganz schlimm, dann „hat“ die Maschine es und es muß gestoppt werden.

„Unterwegs will Hansel noch die Fahrtarten revidieren, Brüllfeld einsammeln und Kohlen ausschütten.“

„Viel sagen und vorschlagen brauche ich nicht mehr, befunde aber reges Interesse für seine Ideen. Nach einer Stunde meint er: „Du bist mir auf dem Bahnhof und fahren mit der Eisenbahn.“

„Schön, Bubi.“

„Jetzt warte ich ab, wie er selbst sich das neue Spiel einrichtet.“

„Aber er läßt unsre „Fährle“ ruhig so, läßt nur die Spielteile aus und packt sie vor uns auf den Fußboden. Dann setzt er „Tuuu ut“ und stampft mit Füßchen und Achsen immer den großen Tisch. Er spielt Lokomotive. Ganz für sich in. Nicht lange — und er bleibt bei mir stehen, um mich artungsvoll anzugucken.“

„Nun muß ich seiner Phantasie durch ein paar Fingerzeige helfen, oder das Spiel kommt ins Stoden.“

„Das ist aber ein merkwürdiger Zug, wo die Wagen nebeneinander laufen, Schaffner!“

„Damit zeige ich auf die beiden Hölle rechts und links von mir.“

„Ach ja“, sagt Hansel, ganz betroffen, daß er den Fehler nicht bemerkt hat, und nimmt unsere quergebauten Fährle auseinander, um die Stühle hintereinander aufzustellen.“

„Was ui, Mutti?“

„Schaffner, ich glaube, es gibt nächsten ein Unglück, wenn die Fährle da vor uns mit ihrem Wagen und ihrem Schaf nicht von den Schienen heruntergehen. Wir können sie doch nicht totfahren!“

„Im Nu hat Bubi den Gedanken erfaßt, räumt die Spielsachen dem Wege und untersucht auch gleich das Geleise.“

„Abfahrt. Tuuu ut.“

„Schön. Ist es weit bis Greifswald, Schaffner?“

„Mein, wir sind schon da.“

Und nach einer kleinen Weile: „Du, Mutti, da sind doch immer Kellner auf dem Bahnhof, nicht? Du mußt ich was ausrufen und du bestellst.“

„Ja.“

„Warme Würstchen, warme Würstchen! Bier, Bier! Cognat!“

„Bringen Sie mir doch mal zwei Würstchen hier an das Coupé, Kellner.“

Bubi bringt zwei Garnrollen auf einem Stück Papier, und ich bezahle mit Knöpfen. Dann verlange ich aber noch Pfeffer und Salz. Bubi guckt: Woher nehmen? Da — ein bißchen Asche aus Vaters Aschbecher. Und der Seng? Erde aus dem Blumentopf vom Fensterbrett. Nun spielt er erst eine ganze Weile Kellner, und ich muß furchtbar viel verzehren. Dann steige ich aus und gehe in den Wartesaal. Letzterer ist der große Tisch, an den ich mich meiner Nöhre wege setze. Hans läßt unterdessen den Zug rangieren, wie er es oft auf dem Bahnhof beobachtet hat. Nachher fahren wir weiter, haben noch einen Defekt an der Maschine, passieren mit lautem Rabau-rabau-rabau die große Eisenbahnbrücke und kommen mit Verspätung an. Kurz und gut, was sich auf einer Reise erleben läßt, das erleben wir.

Von dem grauen Regentag verspüren wir nichts. Bubi findet am Abend, so schön hätte ich noch nie mit ihm gespielt. Und dabei habe ich den ganzen Nachmittag über genächt.

Kinder zu beschäftigen ist so leicht. Man muß nur ihre Phantasie durch ein paar Fingerzeige zu wecken wissen und rechtzeitig dafür sorgen, daß das Spiel nicht ins Stoden gerät. Und dann — ja, ein Teil gehört noch dazu: Man muß selbst ein Stückchen Kinderinn aufzuwenden haben. Was Kinderinn ist? Das läßt sich mit wohlgelesenen Worten schwer erklären, aber es kommt ungefähr auf folgendes heraus: Man muß mit unerschütterlichem Ernst einen Stuhl bald für ein Pferd oder einen Bahnwagen ansehen können, muß über soviel innerlichen Reichtum verfügen, daß man Kaiser von Rom und Eisenbahnchef in einer Person sein kann.

Wer das versteht, der hat Kinderinn, und mit dem kann man an den grämlichsten Regentagen so schön wie im hellsten Sonnenschein spielen.

Stille Stunde.



Wo ist der Landschaftsmaler?

„Wer das versteht, der hat Kinderinn, und mit dem kann man an den grämlichsten Regentagen so schön wie im hellsten Sonnenschein spielen.“



„Ergessen werd' ich nie die stille Stunde, Die doch für dich und mich so inhaltreich, — Was du mir sagtest, klang so warm und weich, In zartem Tonsall kam's aus deinem Munde.“

„Von dem, was du empfandest, gab's mir Kunde, O süßes Glück! — Der Liebe Zauberreich, Dem sonst kein andres wohl auf Erden gleich, Erschloß sich für uns zwei in dieser Stunde.“

Wir sprachen wenig. — Doch im Herzen tief Da klangen jubelnd engverwandte Saiten, — Im Liebeston, der dort verborgen schlief.

Bis ihn aus langem Traume in uns beiden Ein Wort, ein Blick machtvoll zum Leben rief, Damit er flügte bis in fernste Zeiten. —

Martha Grundmann.

Unsere Bilder

Eine auf eine Kaimauer angeschwemmte Mine. Die englischen Minen reihen sich sehr leicht von ihren Verankerungen los und bieten so für die Schifffahrt eine große Gefahr. Treiben sie dem Lande zu, so werden sie am Strand oder wohin sie sonst der Sturm und die Meereswoge hinschwemmt, zur Entzündung gebracht. Bei der obigen Mine sehen wir, daß bereits zahlreiche Gewehrschüsse auf sie abgefeuert wurden, um sie zur Explosion zu bringen, was aber nicht gelang. Erst Dynamit machte den unheilvollen Gast unschädlich.

Die gesprengte Eisenbahnbrücke der Linie Kalisch-Warschau. Unser Bild zeigt die Eisenbahnbrücke über die Warthe an der Linie, die bei dem eiligen Stückzuge der Russen gesprengt, aber von unseren Kriegerern bald darauf wieder gebrauchsfähig gemacht wurde. Den einen Brücken-

bogen sehen wir links in Verbindung mit einer Pontonbrücke als Fußgängerbrücke ausgebaut, während rechts auf dem Bilde die Pioniere dabei sind, eine Rotbrücke zu bauen, wozu sie das Material der alten Brücke zum Teil verwenden, die dann als Eisenbahnbrücke dienen soll.

Erzherzog Eugen von Österreich, wurde an Stelle des Feldzeugmeisters Potiorek zum Oberkommandanten der österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte ernannt. Er ist ein Enkel des Siegers von Aspern und ein Neffe des Siegers von Custozza und genießt in der Armee höchstes Vertrauen und begeisterte Verehrung. Bis 1912 bekleidete er das verantwortungsvolle Amt des Generaltruppeninspektors und Landesverteidigungs-Oberkommandanten für Tirol und Vorarlberg.

Ein weiblicher Feldwebel. Stanislaw Ordynska, eine polnische Legionärin, die in den Reihen der österreichisch-ungarischen Truppen so tapfer kämpfte, so daß sie zum Feldwebel befördert wurde.

Professor Dr. Helfferich, der neue **Saatssekretär des Reichs**. Der Nachfolger des Schatzsekretärs Kühn, Wirklicher Legationsrat Professor Dr. Karl Helfferich, seit 1908 Direktor der Deutschen Bank, ist am 22. Juli 1872 in Neustadt a. d. S. (Rheinpfalz) geboren und hat mehrere Jahre der Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes als Referent für wirtschaftliche Angelegenheiten angehört.

Mellstunde in einem Viehdepot auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Ein Verwundetentransport auf dem Kriegsschauplatz in Russisch-Polen.

Vorstehendes Bild zeigt uns mehr die heitere Seite des Krieges. Dieser hat ja neben dem blutigen, schicksalsschweren Ernste, der dem Kampf ums Dasein eigen ist, auch seine Freuden. Wir sehen zunächst eine Mellstunde in einem Viehdepot. Dem kämpfenden Heere folgt in notwendigen Abstände Viehherde auf Viehherde, um mit Hilfe der rasch vollständig gewordenen Gulaschkanone in den Wagen unserer Vaterlandsverteidiger zu wandern. Ob Kuh- oder Ochsenfleisch, darauf kann keine Rücksicht genommen werden. In der Gulaschkanone herrscht allgemeine Gleichheit. Vor dieser Verivandlung aber in Gulaschfleisch werden noch die Nebenprodukte der zur Verfügung stehenden Kühe gewonnen, um für den täglichen Kaffee die begehrte Milch zu liefern.

Allelei

Zweck und Erfolg. „Mein Buch „Wider die Ehe“ hatte solchen Erfolg, daß ich jetzt jede Stunde heiraten kann.“

Ein böses Omen. „Unser Sanitätsrat hat doch Pech! Nun hat er sich in der Kunstausstellungs-Lotterie so sehrnünftig einen Treffer für sein Sprechzimmer gewünscht!“ — „Und hat natürlich nichts gewonnen...?“ — „Doch — aber Bödlins Toteninsel!“

Ein strenger Richterpruch. Die Züricher Zeitung berichtet in einer Nummer des Jahres 1843: Ein Mann mit 60,000 Franken Vermögen ist wegen Entwendung eines Pferdes, das sich auf der Weide befand, vom Obergericht zu zehnjähriger Zuchthausstrafe, wovon die ersten vier Jahre mit Kettenstrafe verbunden sind, und nachheriger zehnjähriger Verbannung verurteilt worden.

Der französische Operntonponist Delibes bereitete die Aufführung seiner Oper *La Fille du Diable* für die Brüsseler Oper vor. Die Hauptpartie hierin hatte die berühmte Sängerin Madame Melba zu singen, eine unserer ersten Gesangskünstlerinnen, die durch ihre unvergleichliche Stimme alles in Entzücken versetzte. Madame Melba beherrschte wohl ihre Gesangspartie vorzüglich, aber es fiel ihr als geborene Engländerin schwer, französisch zu singen. Man befürchtete, daß die Künstlerin bei ihrem Auftreten infolge ihrer mangelhaften Beherrschung des Französischen keinen Erfolg haben würde, ja, daß das Publikum sich der Sängerin wie auch dem Komponisten gegenüber direkt ablehnend verhalten würde. Man wollte ein Fiasko vermeiden, und so begab sich die Direktion zu Delibes, um ihn zu erklären, daß eine französische Sängerin die Partie der Melba übernehmen müsse. Aber die Herren hatten sich arg verrechnet. Delibes bestand darauf, daß die Oper nur dann aufgeführt werden könne, wenn Madame Melba singt. Als man ihm immer wieder Entgegnungen hierzu machen wollte, sagte er wütend vor Zorn: „Wie ich gesagt habe, muß es bleiben! Es ist ganz gleich, ob die Melba französisch oder hindostanisch singt: wenn sie mit ihrer herrlichen Stimme meine *La Fille du Diable* singt, wird das Publikum schon in Entzückung geraten!“

Gemeinnütziges

Selleriegemüse. Sellerietrollen werden mit der Schale geschält und in Scheiben geschnitten, wenn sie weich sind. Dann man eine helle Mehlschwitze, gibt Fleischbrühe hinzu, kocht ein Sauce, gibt zu dieser einige Löffel saure Sahne, Pfeffer und Salz und läßt den Sellerie darin durchziehen.

Beim Pflanzen der Pfirsiche ist von vornherein scharf schneiden; so besonders sind die jungen einjährigen Bepflanzungen rückszunehmen. Man rechnet vom Boden circa 35 Zentimeter. Dann man auch Wäpche, die sich selbst und den Behang tragen können.

Obstbäume setzen auf Unter- oder auf Stadtbäume, schließliche beiden hilft es. Rüd dem Wachsen sendenden können volle gerüst nügend ren. stehend werden schon spigend. Der Fluß de obfl kann d hen m brühe werden 20 Ltr fer in 1/2 St genom

Zum Einsetzen des Zanders eignen sich am besten leicht langsam fließende oder stehende Wasser mit hartem Grunde. sind Gewässer mit starkem Schlamm Boden oder solche, die stark sind, zur Zanderzucht nicht geeignet.

Glasgeschirre müssen von Zeit zu Zeit in scharfem Sodawasser gekocht werden, sie bekommen dadurch einen schönen Glanz und niemals einen schlechten Beigeschmack. Nach dem Auskochen reibt mit Silberseife ab.

Streupulver für Schweißfüße. Dem gebräuchlichen Salizylpulver weit überlegen ist die folgende Mischung: Zinksuperoxyd 10 Gramm, borsaures Natrium 15 Gramm, Talkum 75 Gramm. Man pudert die Füße stark ein oder streut es in die Strümpfe.

Quadraträtsel.

A	A	A	A	A
E	E	E	E	E
E	G	I	I	L
L	N	N	O	O
S	S	S	S	T

Bilderrätsel.



Die 25 Buchstaben des vorstehenden Quadrates sind so zu umstellen, daß die entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen 5 gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1) Einen Nebenfluß der Rhone. 2) Ein Krustentier. 3) Eine Hafenstadt vom alten Rom. 4) Eine andere Bezeichnung für Ende. 5) Im Altertum äolische Stadt in Mysien.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonym: Kamm. — Des Logogriffs: See, Fee, D.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart